

# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 1.

Posen, den 1. Januar.

1882.

## Wie Du mir — so ich Dir!

Nach einem wahren Vorgange mitgetheilt von Theodor Küster.

In einem ärmlichen Stübchen, in abgelegener Straße einer norddeutschen Großstadt, stand eines Nachmittags — es ist noch gar nicht lange her — ein junges Weib und las einen sehr kurzen Brief, den ihr der Postbote soeben behändigt hatte. Sie war schön, allein tödtlich blaß; ihre Züge drückten Verzweiflung aus, die dunklen Augen schienen wie zwei Feuersterne, statt der rothen Lippen zeigte sich nur eine etwas dunklere Linie an ihrer Stelle, die wenig abstach von dem wachsblassen Kolorit des ganzen Gesichtes. Es war eine schlanke, trotz des evidenten Kammers hochaufgerichtete Figur. Die beiden schmalen, weißen Hände, welche den Brief hielten, zitterten nicht; der Brief selbst kam aus Egypten und lautete so:

„Kairo, 19. November 1874.“

Ich habe Ihren Brief erhalten, Madame, und kann Ihnen darauf nur erwidern, daß, wie ich einestheils den Namen, mit welchem Sie denselben unterzeichneten, nicht als Ihnen rechtlich zustehend anerkenne, ich auch andererseits keine Veranlassung finde, Ihnen die in demselben verlangte Unterstützung zu gewähren.

Leonhard Graf Meinberg.“

Das war kurz, bündig, deutlich und klar. Sagen wir es gleich: Der Brief, von welchem hier die Rede ist, war in der That unterzeichnet gewesen: „Eberhardine Gräfin Meinberg.“

Die bleiche Frau, welche wie ein kummervolles junges Mädchen aussah und ihrem Alter nach dafür auch gehalten werden mußte, war allerdings Gräfin Eberhardine Meinberg, seit sieben Monaten Wittve des hübschen, leider nur allzu leichtsinnigen und lüderlichen jüngeren Bruders des Grafen Leonhard, eines Grafen Waldemar Meinberg. An einem verhängnißvoll-unglücklichen Tage hatte sie unter dem ewig blauen Himmel Italiens eingewilligt, die Seine zu werden, und Waldemar's einflußreiche Verbindungen hatten es ihm möglich gemacht, das junge, arglose und gänzlich unerfahrene Mädchen sehr schnell seine Gattin nennen zu können, nachdem das Jawort einmal von ihren Lippen gefallen war — dieses Jawort, das ihr seine unvergleichliche Schönheit, seine berückenden Liebeschwüre nicht allzu schwer gemacht hatten.

Die Zeit der Vorliebe, des Brautstandes — wenn man sie so nennen kann — von Waldemar und Eberhardine war in Wirklichkeit ein Roman gewesen. Er hatte sie — das zwar feingebildete, doch sonst einfache Bürgermädchen — eines Tages gesehen, war in maßloser Liebe zu ihr entbrannt und hatte sie in einem Augenblick, den er selbst später eine „sinnlose Schwachheit“ genannt und verflucht, zu seiner Gattin gemacht. Während einiger Wochen, bevor Waldemar's Neigung der Uebersättigung gewichen und eine andere hübsche Erscheinung seine Begierden gefesselt hatte, lebte Eberhardine in einem Himmel voll Glück und Wonne und verlachte die Warnungen, welche Freunde und Freundinnen ihr rücksichtlich ihres Gemahls zu einer Zeit gegeben hatten, wo es für sie noch nicht zu spät war, den verhängnißvollen Schritt nicht zu thun. Man hatte ihr den Gatten als einen Spieler und gewissenlosen Roué geschildert; sie aber wollte das nicht hören und war froh, als sie den schwärmerisch Geliebten ihr Eigen nennen konnte.

Doch sie sollte bald aus den Himmeln ihres Glückes fallen.

Wäre Eberhardine nicht ebenso stolz, wie loyal und treu

gewesen, sie würde drei Monate später schon Denen, die sie um ihr Ergehen fragten, etwas ganz Anderes erzählt haben, denn sie konnte nicht nur über rohe Vernachlässigung seitens ihres Gemahls klagen, sondern dieser hatte ihr wiederholt mit dürrer, sarkastisch bitteren Worten mitleidslos gesagt, daß er bitter bereue, sie überhaupt je gesehen zu haben.

Und wieder drei Monate etwa später erwachte sie zu der ganzen Trostlosigkeit ihrer Lage, ihr Herz krampfte sich vor Schmerz zusammen und sie sah nun wohl ein, daß die freundschaftlichen Warnungen, die sie verspottet, verlacht, nicht ungerechtfertigt gewesen waren. Sie wußte nun zu ihrer größten Betrübniß und Beschämung, daß ihr Gemahl alles das — und noch mehr — war, was man über ihn erzählt und sie selbst im vollsten Vertrauen auf seine Liebe als eitel Lüge, aus Neid und Mißgunst geboren, energisch erklärt hatte.

Dann war Graf Waldemar plötzlich todt. Eines Morgens verließ der schöne Mann sie unter groben Vorwürfen darüber, daß sie es gewagt, ihm zu sagen, sein Reitpferd sei nach Ansicht aller Kenner selbst für ihn, den geübten, anerkannt tüchtigen Reiter, gefährlich, und wenn sein Leben ihm nur in Etwas werth sei, möge er das Thier abschaffen.

Am Mittag brachten sie ihn ihr todt in's Haus: in Folge eines Sturzes mit dem unbändigen Pferde hatte er das Genick gebrochen.

Eberhardine war damals noch nicht voll achtzehn Jahre alt und bereits eine Wittve, die Wittve eines Mannes, der das ansehnliche Einkommen, welches sein reicher Vater ihm gab, auf's Leichtsinngigste verschwendet hatte. Der alte Graf, in seinen jungen Jahren das Prototyp seines jüngeren Sohnes, war diesem gegenüber von einer verderblichen Nachsicht gewesen und hatte nicht wenig beigetragen zu dessen verhehltem Leben.

Als Eberhardine ihren Gatten beerdigt, die Kosten des Begräbnißes bezahlt und die von allen Seiten wahrhaft ihr zuströmenden Rechnungen beglichen hatte, blieben ihr noch etwa 3—400 Thaler, um ihren Wittwenstand damit zu beginnen. Da erst dachte sie daran, daß es eigentlich die Pflicht der Familie des Verstorbenen gewesen wäre, die Kosten für dessen Beerdigung zu tragen und seine persönlichen Verpflichtungen zu tilgen. Sie hatte täglich Nachricht und Hilfe in dieser Hinsicht von der alten, stolzen und reichen Familie erwartet, doch vergeblich; Niemand seiner direkten Angehörigen hatte sich um Waldemar's Begräbniß oder um seine junge Wittve bekümmert, obgleich diese den Tod des Gemahls auf telegraphischem Wege der Familie mitgetheilt hatte.

Da keine Nachricht, kein Lebenszeichen von irgend einem Mitgliede des Grafenhauses kam, sah Eberhardine sich endlich nach lohnender Thätigkeit um; sie mußte sich, da Niemand sonst sich um sie kümmerte, ihr täglich Brot selbst verdienen. — Welcher Kontrast zwischen dem Leben, das sie nun erwartete, und dem, das sie sich geträumt und das sie für wenige Wochen auch genossen hatte!

Doch Eberhardine konnte keine Arbeit finden. — Ihre letzte Fünfzig-Thaler-Note hatte sie in ihrem Portemonnaie.

Da — in heller Verzweiflung bei dem Blick in eine so trübe, so ganz trostlose Zukunft — schrieb sie einen langen, rührend-eindringlichen Brief an ihren Schwager, den Grafen Leonhard. Zwar kannte sie ihn nicht, hatte ihn nie gesehen,



doch glaubte sie ihm als nächstem ihre Lage, ihre Hilflosigkeit mittheilen zu müssen, und bat ihn, sie einstweilen und bis es ihr gelungen sei, sich selbständig zu erhalten, mit einer Summe zu unterstützen — wenn nicht aus pietätvoller Rücksicht für die Wittve seines verstorbenen Bruders, dann wenigstens aus Menschlichkeit und aus Achtung vor dem Namen, den sie trage.

Es währte lange, ehe eine Antwort kam. Graf Leonhard war auf Reisen und Eberhardine's Brief erreichte ihn erst in Kairo. Da aber schrieb er sofort den herzlosen, kalt abwehrenden Brief, den die junge Wittve von noch nicht achtzehn Jahren wieder und wieder las, ehe sie an so viel Harttherzigkeit glauben konnte. Vor Allem empörte sie der Theil desselben, welcher ihr das Recht absprenge wollte, den Namen ihres Gatten zu führen; diese Beleidigung, dieses empörende Unrecht selbst gegen den todtten Bruder entflammte ihren Stolz und entzündete tiefen, unauslöschlichen Haß in ihrer Seele gegen die ganze Familie des Verstorbenen.

Stunde um Stunde verriam und sie saß immer noch, den Brief in der Hand haltend, der — so weit ging die Insolenz des Herrn Schwagers — mit Bleistift geschrieben war, auf einem aus einem Taschenbuch gerissenen, an drei Seiten vergoldeten Blatte Papier.

Eine Nacht voller Verzweiflung folgte. Dann kam ein Entschluß — ein fester Entschluß, hauptsächlich zu Wege gebracht durch jenen herzlosen Brief. Sie nahm Trau- und Verlobungsringe, an denen sie bisher mit Liebe und Treue für den todtten Gatten festgehalten, und verkaufte sie — namentlich den letzteren, der mit schönen Diamanten garnirt war — zu einem ziemlich ansehnlichen Preise. Die empfangenen Banknoten legte sie neben den Brief aus Kairo in ihr Notizbuch und rüstete sich nun für den Kampf mit dem Leben wie für die Rache: denn rächen wollte sie die ihr angethane Schmach, darauf hatte sie sich ihr Wort gegeben, und den Kampf mit dem Leben wollte sie aufnehmen, um darin entweder zu siegen oder unterzugehen.

„Und ich will das Geschick besiegen!“ rief Eberhardine. Sie verschwand.

Einige, die sie kannten, wunderten sich Anfangs, was wohl aus der gräßlichen Wittve geworden sein möge; dann — noch ehe einige Monate vergingen — war Eberhardine Gräfin Meinberg vollständig vergessen.

So ist aber das Leben!

\* \* \*

„Fräulein Bernhardine Berg? — Kenne nicht. Doch wir wollen eine Loge nehmen, Bardenow, um diese neue Primadonna zu sehen und zu hören, von der so viel Aufhebens gemacht wird. Ihr habt hier, wie es scheint, während meiner Abwesenheit nichts Anderes gethan, als für diese princesse de théâtre maßlos zu schwärmen und Euch die Köpfe zu erhitzen.“

Es war Graf Leonhard Meinberg, welcher diese Worte sprach und jetzt seine Zigarre seitwärts hielt, um nahebei und aufmerksam das Porträt der „Diva“ zu studiren, welches, auf einer allerliebsten kleinen Staffelei stehend, den Kamin Sims des Wohnzimmers seines Freundes, des Rittmeisters von Bardenow, zierte.

Der Rittmeister beobachtete lächelnd die sich steigende Bewunderung, welche Graf Leonhard nicht zu verbergen vermochte.

„Wie gefällt sie Ihnen, Meinberg? — Haben Sie je schönere Augen gesehen, ein reizenderes Gesicht und herrlichere Formen? — Und finden Sie unseren Enthusiasmus nun gerechtfertigt?“

„Wunderbar schön, in der That!“ erwiderte Graf Leonhard. „Wenn sie die Leonore im „Troubadour“ heute Abend so schön singt wie sie ihrer Photographie nach ist, dann werde ich endlich mal eine Aufregung haben, auf die ich schon so lange Jagd mache. Ich setze voraus, Ihr Uebrigen habt sie schon oft gehört?“

„O ja“, antwortete ein Anderer aus der vornehmen Junggesellen-Kunde; „o ja, sehr oft!“

Graf Leonhard Meinberg war erst am Tage zuvor von seiner mehrjährigen Reise im Orient zurückgekehrt, die er bis

Britisch-Indien ausgedehnt hatte. Pünktlich stellte er sich am Abend in der für die Herren reservirten Loge ein. Dieser jetzt einzige Sohn und alleinige Erbe der ausgedehnten Familienbesitzungen der Meinbergs, der einst der unglücklichen Wittve seines Bruders einen so grausam-herzlosen und auf's Höchste beleidigenden Brief geschrieben — er hatte keine Ahnung, daß das Gesicht und die Stimme, die er jetzt enthusiastisch bewunderte und applaudirte, die von Eberhardine, seiner Schwägerin, waren. Auch als er, einige Tage später, sich in seiner Loge nach vorn beugte, um sein künstlerisches Auge — denn der Herr Graf war, trotz seiner Herzlosigkeit, als amateur ein bildender Künstler von Ruf, ein Maler — an den vollendeten Formen und der brünetten Schönheit der „Diva“ zu ergötzen, sein ästhetisches Gefühl an ihrem unvergleichlich herrlichen Gesange zu erlaben, ahnte er nicht, daß das eine Gräfin Meinberg sei, das Ideal, die Sehnsucht aller sie bewundernden Männer und der gesammten jeunesse dorée der Hauptstadt.

Doch Eberhardine wußte, wer der hochgewachsene, elegante Mann war mit dem wirklich schönen Gesicht, auf welches der Orient seinen braunen Stempel gedrückt hatte, und der sie nicht aus den Augen ließ. Seit Jahren hatte sie auf einen Tag gleich diesem gehofft und gewartet — lange und geduldig gewartet, während sie unverdrossen und ununterbrochen arbeitete, oft mit Entbehrung zu kämpfen hatte, viel weinte, aber fest und unerschüttert aushielt, bis das große Talent, welches die Vorlesung ihr gegeben, vollkommen ausgebildet sie nun auf die Höhen des Lebens erhob und ihr Glück gemacht war.

Sie wußte, daß das der Mann war, der ihr einst jenen abscheulichen Brief geschrieben, den sie wie ein Kleinod bewahrte, gelesen und wieder gelesen hatte, in Momenten der Bedrängniß sowohl wie nach solchen des Triumphes, um nie die herbe Erinnerung verwischen zu lassen an jene Stunde, in der sie ihn erhalten, um ihre Rache zu nähren!

Sie kannte den Grafen an seiner Aehnlichkeit mit seinem Bruder, ihrem verstorbenen Gatten; zu größerer Sicherheit hatte sie sich auch noch erkundigt, wer der Herr sei in Loge Nr. 3, und die Antwort erhalten: Graf Meinberg.

An diesem Abend war Eberhardine — hier Bernhardine sich nennend — vorzüglich in ihren Leistungen als Sängerin; über ihre äußere Erscheinung gab es unter den Habitues der Oper nur eine Stimme: unvergleichlich. Sie hatte ein wohlüberlegtes, festes Ziel im Auge und um es schneller und sicherer zu erreichen, alle Toilettenkünste in Requisition gesetzt, um ihre natürliche große Schönheit noch zu erhöhen.

Graf Meinberg's Augen ruhten auf ihr voller Bewunderung und Entzücken, woraus ein tieferes Gefühl aufsteimte, und er erklärte sich selbst, daß unter allen weiblichen Schönheiten, die er gesehen und bewundert, auf diese Bernhardine mit den göttlichen Augen, dem Ebenholzhaar und der so vollendeten Grazie allein seine Wahl endgiltig fallen müsse.

Und Eberhardine sang und lächelte und weinte und bezauberte Alle und Jeden, und Graf Meinberg schickte ihr nach der Oper ein äußerst liebenswürdiges Billet, in welchem er die ganz gehorsamste Bitte aussprach, sich ihr durch einen gemeinsamen Bekannten, den Rittmeister Freiherrn v. Bardenow, vorstellen lassen zu dürfen, um auch seinerseits zu dem kleinen, aber gewählten Kreise Derer zu gehören, welche das Recht hatten, sich der gefeierten Künstlerin persönlich zu nähern.

Als Antwort erhielt er ein überaus zierliches, bouquetduftendes Briefchen, über dem ein elegantes, aber nicht zu entzifferndes Monogramm sich befand und das nur die wenigen Worte enthielt:

„Fräulein Bernhardine Berg ist nicht willens, ihr fremde Personen bei sich zu empfangen oder die Zahl der ihr näher Bekannten zu vergrößern.“

„Das ist hochmüthig-kurz“, sagte er. Und ihm namentlich mußte es so erscheinen; ihm, dem reichen Grafen aus so alter, hochvornehmer Familie, dessen Grundbesitz bedeutender war als das Gebiet manch' kleinen souverainen Fürstenthums. Er biß auf seinen Schnurrbart, überlegte und — that dann genau das, was Eberhardine, seine Schwägerin gewünscht hatte: er beharrte in seinen Bemühungen, bis es ihm gelingen würde, sie einmal irgendwo so zu treffen, daß sie einer Vorstellung nicht ausweichen konnte. „Und einmal das erste Eis gebrochen“ —



so dachte er — „dann wollen wir für die Fortsetzung schon sorgen!“

Und er traf sie irgendwo und ward ihr nach allen Regeln der rigidesten Etiquette vorgestellt. Hatte sie ihn schon auf der Opernbühne und aus der Entfernung bezaubert, so war dies jetzt Aug' in Auge noch weit mehr der Fall: er pries nachher in enthusiastischer Ekstase ihre wundervollen Augen, ihre feine, salonmäßige Bildung, ihre hohe Intelligenz.

Viele beneideten ihm das Glück dieser Bekanntschaft und schon kurze Zeit nach Beginn derselben war es ein öffentliches Geheimniß, daß Graf Leonhard Meinberg und die Primadonna der Hofoper, Fräulein Berg, verlobt seien.

Eberhardine widersprach weder diesem Gerücht, noch gab si dessen Wahrheit zu, sie erröthete nur, wenn es ihr zu Gehör kam, und lächelte. Der Graf aber war so total verliebt in sie, daß ihm schließlich Alles gleichgiltig war, was nicht Bernhardine, die Angebetete, betraf. Er verehrte sie, fand sich ohne Fehl an ihrer Seite, sobald sich dies nur irgend thun ließ, und sie schien seine Gesellschaft sehr gern zu sehen — eben so gern wie er die ihrige.

Eines Abends leistete er ihr auch Gesellschaft und sie waren allein. Er zweifelte nicht mehr, sie werde das Anerbieten, seine Gemahlin — eine Gräfin Meinberg — zu werden, annehmen. Er sagte ihr, daß er sie unaussprechlich liebe, ohne sie kein Glück finden und nur dann erst froh und zufrieden sein könne, wenn er sie als sein geliebtes Weib in das Schloß seiner Ahnen eingeführt habe. Er malte in den glänzendsten Farben die Reise nach Italien, Griechenland, dann nach dem schönsten und interessantesten Theil des Orients, die sie sofort nach der Vermählung antreten würden; dann das Leben voller Luxus und

eleganter Bequemlichkeit, das sie an seiner Seite führen werde — und sie schien entzückt von seinen Schilderungen und Versprechungen und ließ ihn fühlen, daß sie im Gedanken all' Dessen überglücklich sei.

„Sie sprechen und erzählen so vorzüglich, Herr Graf“, sagte sie unter ihrem berückendsten Lächeln, „daß ich wohl sehen möchte, wie Ihre Worte sich — geschrieben ausnehmen. — Wollen Sie mir Ihre Erklärung nicht — schriftlich mittheilen, so daß ich sie immer und immer wieder lesen kann? — Ich bin eine so große Freundin von angenehmen Briefen!“

Und Graf Leonhard Meinberg schrieb noch an demselben Abend einen langen, liebevollen, überschwänglichen Brief an sie und bat unter allen nur denkbaren Bethenerungen und Schwüren um ihre Hand.

Eberhardine las diese Epistel mit vor Freude und Genugthuung blühenden Augen, aus denen jedoch nicht ein Strahl von Mitleid oder Verzeihung kam.

„Nun ist meine Zeit endlich da!“ rief sie.

Am nächsten Morgen schickte sie ihm als Antwort sein Bleistift-Billet aus Kairo und schrieb darunter — ebenfalls mit Bleistift:

„Bernhardine Berg — einst  
Eberhardine, Gräfin Meinberg,  
die Wittve Ihres Bruders Waldemar.“

Wie er die Botschaft aufgenommen, hat sie wohl nie erfahren, da der nächste Courierzug sie aus der Hauptstadt nach dem Süden entführte. Ein Jahr darauf war sie sehr glücklich vermählt.

## Ludwig Barnay.

Eine biographische Skizze.

Es wird unseren Lesern gewiß nicht unwillkommen sein, über den Künstler, der augenblicklich in unserer Mitte weilt und der zu den, im besten Sinne populärsten Schauspielern Deutschlands zählt, einige biographische Mittheilungen zu empfangen. Wir geben sie in Folgendem:

Am 11. Februar 1842 wurde Ludwig Barnay in Pest als Sohn angesehenen und wohlhabender Eltern geboren, welche die Erziehung des aufgeweckten, intellektuell früh entwickelten Knaben sorgfältig überwachten. Schon des Kindes Traum war es, zur Bühne zu gehen, wogegen aber die Eltern von gut bürgerlichem Schlag und Sinn — der Vater war ein würdiger Gemeindebeamter — auf das Heftigste opponirten. Doch unbeirrt spielte der beherzte Musenjünger in Gesellschaft einiger kleiner aber verwegener Künstler die obligaten Bösewichter; ja als ihm die Eltern das Taschengeld verringerten und ihm dadurch die Pforten des Musentempels zu verschließen glaubten, da entschloß er sich — Kritiker zu werden; um freies Entrée zu erhalten, referirte er für Theaterzeitungen. Mit 15 Jahren verließ Ludwig heimlich seine Vaterstadt, das Ziel seiner Sehnsucht war Wien; mit wenigen Kreuzern in der Tasche, aber frohen Muth im Herzen, kam er dort an und ging zu seinem Landsmann Sonnenthal, um sich von diesem Künstler in die Geheimnisse der Seelenmalerei einweihen zu lassen. Mittlerweile bestand aber der Vater darauf, daß er das Polytechnikum in Wien besuche; Ludwig willigte ein, aber jeden freien Augenblick benützte er im Dienste der Muse; und auch in Kaschau, wo er als Buchhalter fungiren sollte, blieb das Theater sein Hauptaugenmerk. Als Barnay's Vater endlich zu der Ueberzeugung kam, daß sein Sohn den „unsichtbaren Mächten“ der Bühne unrettbar verfallen sei, da sagte er sich von ihm los und verbot ihm sogar, den väterlichen Namen zu tragen. Unsern jungen Helden aber ließ die Muse nicht und er nicht sie. Nochmals hatte er Wien aufgesucht, mit mehr Selbstbewußtsein als Geld und Chancen, — da endlich winkte ihm ein Hoffnungsstern: in der böhmischen Weltstadt Trautenau bot sich ihm das erste Engagement, das nahm er an und betrat unter dem Namen Lacroix als Baron von Heeren in Töpfer's „Zurücksetzung“ die Trautenauer weltbedeutenden Bretter mit solchem

Erfolge, daß er fortan — nur zu kleinen Episodenpartien verwendet wurde, für welche sein schönes „Sonntagsgewandel“ ihn dem Direktor qualifizirt erscheinen ließ. In Trautenau und Braunau spielte die Gesellschaft auf Theilung, und nicht weniger als 5 Fl. 54 Kr. betrug die Gesamtsumme, welche Barnay für zwei Monate einheimste. Von da kam er nach Mährisch-Weißkirchen als erster Held und Liebhaber mit 24 Fl. Gage, und darauf über Ostrau, Teschen und Bieltz bis nach — Proßnitz. Das waren die böhmisch-mährischen „Schlachtfelder“ Ludwig Barnay's.

Eines Tages kam ein Brief der Mutter, der letzte Versuch, die Verbindung zwischen dem abtrünnigen Sohn und dem unbittlichen Vater herzustellen. Im elterlichen Hause mußte Ludwig sich verborgen halten, denn der Vater wollte von dem „Komödianten“ nichts wissen. Da veranlaßte der Oberregisseur des dortigen Theaters, Herr Seiler, den jungen Künstler zur Mitwirkung an seinem Benefizabend (1. Juni 1861). Barnay willigte heimlich ein, und zum Entsetzen des Vaters stand an diesem Tage der Name B a r n a y — auf den Theaterzetteln. Und dieser Tag war für seine Zukunft entscheidend. Als Fürst Leopold in Hersch's „Anna-Lise“ feierte Barnay einen von Allen unerwarteten Triumph. Der Vater mußte nun gute Miene zum — guten Spiel machen und that dies jetzt um so lieber, als ihm die beste Kunde über das bisherige Leben des als ungerathen verstoßenen Sohnes ward. Derselbe spielte noch einige Zeit in Pest unter Alsdorf's Direktion und wurde von dort nach Graz engagirt. Schon damals (1863) suchte Laube, welchem der junge Künstler in Wien vorgestellt wurde und in welchem der alte Theaterpraktikus nach einer Probe sofort ein eminentes Talent erkannte, denselben zur Thätigkeit am Burgtheater zu bewegen. Barnay aber lehnte die ehrenvolle Offerte mit dem Bemerkten ab, daß „er noch nicht auf der Kunststufe stehe, um den heiligen Boden des Burgtheaters zu betreten“. Er zog es vor, zunächst nach Mainz zu gehen, dann nach Prag, nach Riga, zum Gastspiel am Hoftheater nach München und dann wieder nach seinem Lieblingsorte Mainz.

Es folgte das für ihn, wie für das dortige bekanntlich un-



an Leipzigs städtischer, altberühmter Bühne — diesem schloß sich ein solches in Weimar auf den „klassischen Brettern“ an; Frankfurt a. M. war dann der dritte Ort, wo er, aus den Lehr- in die Meisterjahre getreten, in entschieden erster Stellung und mit glänzendem künstlerischen Erfolge wirkte. Zugleich hatten Gastspiele in Wien — denn nunmehr wäre die längere Schen ein Verkennen seiner selbst gewesen! — ferner in Hannover und vielen anderen Orten ihm schon den ausgebreitetsten Ruf gewonnen. Da berief ihn Direktor Pollini nach Hamburg; er hatte in dem Künstler eine unschätzbare Kraft gefunden. Was Barnay zur Hebung des seit Jahren gesunkenen Ansehens des Hamburger Stadttheaters in erster Linie beigetragen, muß geradezu als eine bühnengeschichtliche That bezeichnet werden.

Gegenwärtig und bis das unter seiner Mitwirkung in der Reichshauptstadt geplante „Deutsche Theater“ im September 1883 ins Leben tritt, ist Barnay nur gastirender Künstler. Seine zahlreichen Gastspiele haben seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus berühmt gemacht. Wie er durch seine Theilnahme an dem Ensemble-Gastspiel des Meininger Hoftheaters — dessen Ehrenmitglied er ist — im letzten Sommer und in London reiche Lorbeeren geerntet, so hat er erst jüngst in Amsterdam wahrhafte Triumphe gefeiert.

Der Rollenkreis des Künstlers ist ein weitumfassender, seine Vielseitigkeit eine außerordentliche. Wir finden auf seinem Repertoire den Hamlet, Uriel Acosta, Richard III., Bolingbroke, Orest, Tell, Lear, Graf Waldemar, Othello, Posa, Siegfried, Petruccio, Wallenstein, Essex, Dr. Hagen, Egmont, Holofernes, Monjoie u. a. m.

Ein besonders ehrenvolles Blatt im Buche seines Lebens bildet aber seine Thätigkeit für die „Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger“. Diese Thätigkeit allein schon sichert ihm für alle Zeit ein ehrenvolles Andenken. Im Verein mit einigen gleichgesinnten Künstlern hat er behufs Einberufung des Bühnenskongresses in Weimar, den die Genossenschaft ins Werk gesetzt hat, eine nicht genug zu rühmende aufopferungsvolle Wirksamkeit entwickelt und sich dadurch glänzende Verdienste um die soziale, moralische und künstlerische Hebung und Einigung des Schauspielerstandes erworben. In Anerkennung dieser Verdienste haben denn auch eine Reihe hervorragender Bühnengehöriger den Erlaß einer Dankadresse an Barnay angeregt, welche, mit 4000 Unterschriften bedeckt, demselben (1872) überreicht wurde. Auch durch sonstige Ehrenbezeugungen wurde der Künstler vielfach ausgezeichnet.

\* **Ein Streiflicht auf die Sklaverei in Zentral-Afrika.** Der portugiesische Major Pinto macht von der Sklaverei in Zentral-Afrika und den Schwierigkeiten ihrer Abschaffung folgende ebenso interessante wie lehrreiche Schilderung: Am Flusse Cuito traf ich einen Gang Sklavinnen unter Führung von drei Negern. Sofort ließ ich die Schwarzen ergreifen und die unglücklichen Frauen in Freiheit setzen; als sie ins Lager kamen, theilte ich ihnen mit, sie könnten gehen, wohin sie wollten; wenn sie sich aber meiner Expedition anschließen wollten, so würde ich Mittel und Wege finden, um sie nach Benquelle zu schicken. Ich versicherte ihnen ferner, daß sie von den Wachen nichts mehr zu befürchten hätten, vielmehr vollständig thun könnten, was ihnen beliebt. Zu meinem größten Erstaunen erklärten sie aber sämmtlich, sie bräuchten meinen Schutz nicht, sondern wollten ihren Marsch, den ich unterbrochen, fortsetzen. Keine von ihnen konnte mir verständlich machen, woher sie kamen. Was sollte ich nun mit ihnen anfangen? Es widerstrebt mir, sie gegen ihren eigenen Willen mit mir zu nehmen, daher beschloß ich denn nach reiflicher Ueberlegung, die armen Weiber ihrem Schicksale zu überlassen, dem sie nicht entgegen wollten, trotzdem ihnen Gelegenheit geboten war. Und würden sie überhaupt besser daran gewesen sein, wenn sie mir gefolgt wären? Wie man auch in Europa darüber denken mag, leicht ist es nicht, einen Trupp Sklaven in Freiheit zu setzen, wenn man sich fern von europäischer Herrschaft und europäischem Einfluß befindet. Meistens besteht ein Gang Sklaven aus Abkömmlingen verschiedener, oft sehr weit von einander entfernter Distrikte; wer sie nun in Freiheit setzt und sie ihren Familien wiedergeben wollte, müßte einen großen Theil Afrikas durchwandern, um die Heimath seiner Schützlinge aufzufinden, ein Unternehmen, das in der Praxis unmöglich ist. Sie aber erst befreien und dann ihrem Schicksale überlassen, heißt so viel, wie sie dem ersten Stamme, dem sie begegnen, überantworten. Es passiert auch oft, daß diese Unglücklichen schon in den zarten Kinderjahren aus ihren Dörfern entführt sind, jegliche Erinnerung an den Ort ihrer Geburt verloren und eine andere Sprache gelernt haben, als sie in ihrer Jugend gesprochen, so daß sie das Land ihrer Sklaverei als ihre Heimath ansehen, weil sie keine andere kennen. Nun heutigen Tages die Kriegsschiffe der Engländer und Portugiesen im Atlantischen und Indischen Ozean kreuzen, ist die Ausfuhr der Menschenladungen beträchtlich erschwert und die Sklaven sind eigentlich nur noch im Innern des Landes Gegenstand des Tauschhandels, doch ist auch hier das System des schändlichen Handels wesentlich modifizirt worden. Der Neger kann in Afrika nämlich auf zweierlei Weise zum Sklaven werden, entweder als Kriegsgefangener oder als Bezahlung für eine Schuld seiner Eltern. In früheren Jahren wurden die Kriege ganz allein zu dem Zwecke geführt, Gefangene zu machen und dieselben in die Sklaverei zu verkaufen, und leider ist dieses System auch heutigen Tages noch nicht ganz aufgegeben. Andererseits ist die Zahl der Neger, welche von den schändlichen Eltern als Zahlung für eine Schuld oder eine Geldstrafe in die Sklaverei gegeben worden sind, eine geringe. Als man in früheren Zeiten wurde ihm, selbst wenn er erwachsen war, nicht leicht, nach Afrika zurückzukehren, nachdem er einmal in Amerika gelandet war. Der Atlantische Ozean bildete ein unüberwindliches Hinderniß. Damals waren gerade die Erwachsenen, weil sie härter zu arbeiten vermochten, mehr gesucht, als die Jünglinge und Kinder. Gegenwärtig ist das noch schrecklicher als früher. Ein erwachsener Mann sucht zu fliehen und stürzt in Gedanken immer darüber nach, wie er wieder nach der Heimath, der er entrisen wurde, zurückkehren kann, und die Hoffnung verläßt ihn nicht, so lange er sich noch auf dem Kontinent befindet, auf dem seine Heimath liegt. Ein Neger sagte mir selbst einmal: „Die Sklaven laufen immer fort.“ Kinder, Jünglinge und Frauen sind dem Eigenthümer viel sicherer, weil sie nicht so entschlossen sind und nicht einmal daran zu denken wagen, lange Märsche zu machen, um ihre Heimath zu erreichen. Daher kommt es denn auch, daß Kinder

und Frauen im südlichen Zentral-Afrika heutzutage größeren Werth haben und daß man in den Gängen der unglücklichen Geschöpfe, die gekettet quer durch Afrika geführt werden, selten einen erwachsenen Mann findet. England, Portugal und Frankreich haben in den letzten Jahren miteinander gewetteifert, dem Handel in Menschenwaare ein Ende zu machen, und die Veränderungen, welche im Laufe der Zeiten in Amerika eingetreten sind, haben gleichfalls stark dazu beigetragen, das schreckliche Geschäft wesentlich zu verringern und in Folge dessen in Zentral-Afrika selbst stark zu modifiziren. Trotzdem möchte ich zu behaupten wagen, daß weder diese noch die nächste Generation es erleben wird, daß die Sklaverei vom afrikanischen Boden verschwindet. Dasselbe Prinzip, welches früher in Amerika herrschte, die Sklaven zum Bebauen des Landes zu benutzen, gilt auch für Afrika und wird dort noch lange Geltung behalten. Auch die Neger-Regierungen haben ihre Kolonisationspolitik; zwischen ihnen und den Orten, aus denen sie ihre Sklaven beziehen, liegt aber kein Streifen offenes Wasser, in welches wir unsere Geschwader schicken könnten, um den unglücklichen Geschöpfen den Schutz unserer Kriegsschiffe zukommen zu lassen. Nur mit Hilfe einer ausgebreiteten Zivilisation dürfen wir hoffen, die Sklaverei eines Tages beseitigt zu sehen, wenn dieser Tag leider auch noch sehr fern ist, da die bis jetzt gebrauchten Argumente sich als weit weniger beredt und überzeugende heraus erwiesen haben, als die gezogenen Kanonen im Atlantischen und Indischen Ozean. Ich selbst bin der Ansicht, daß die Aufhebung der Sklaverei im Innern Afrikas erst eine vollendete Thatfache werden kann, wenn die Prinzipien der Zivilisation die Sklaverei als Institution auch beseitigt haben mögen, die thierische Sinnlichkeit der Neger wird die weiblichen Sklaven doch beibehalten. Ich möchte mich jedoch nicht so verstanden wissen, als ob ich überhaupt jeden Versuch, den schmachvollen Handel aus der Welt zu schaffen, für vergeblich hielte; ich wollte nur auf die Schwierigkeiten hinweisen, die meiner Ansicht nach der gänzlichen Ausrottung derselben entgegenstehen.

\* **Ueber das Zeitungslesen** bringt die „Gegenwart“ eine unterhaltende Plauderei, welcher wir folgende kleine Züge entnehmen: „Jeder hat seine eigene Art des Zeitungslesens. Der Abonnent vom Fach beginnt tagtäglich vorne bei dem Anfangsvermerk im Zeitungstitel: „Der Inventionspreis beträgt für die dreigespaltene Zeitzeile so und so viele Pfennige“, und er hört erst bei dem Schlusswort der letzten Seite auf, wo die verantwortlichen Redakteure namhaft gemacht sind; die Frauen pflegen, so lange sie noch jung sind, an der Zeitung nur zu naschen und in die „Vermischten Nachrichten“, die „Theater- und Kunsttribüne“ hineinzugreifen wie in eine Bonbonniere; sobald eine Frau beginnt, aufmerksamer in den Journalen zu lesen, ist sie in das Zwielichtsalter getreten, in welchem die Biffen des Tauschhandels in der Dämmerung nicht mehr deutlich erkennbar sind, und die erste Reichstagsverhandlung, die eine Dame liest, bedeutet nur ebensoviel wie die erste Münze und das erste weiße Haar. Die Feinschmecker der Zeitungslektüre wissen, wie die Bienen, den Honig in allen Blüten zu finden. Sie erlaben sich an der geschmackvoll servirten Neuigkeit aus der Gesellschaft; sie entdecken allerlei delikate Anspielungen an Stellen, über welche jeder Andere hinwegschlüpfte. Es gelingt ihnen selbst, in einem Zeitungsartikel über das Haftpflichtgesetz oder über die neuesten Handelskammer-Berichte irgend eine stilistische Reizung zu finden, die ihre Zunge kitzelt, und was die Reichstagsverhandlungen betrifft, so halten sie sich vor Allem an die Stellen, die mit Parenthesen garnirt sind: die „Heiterkeit links“ ist ihnen ein Signal zu eigener Heiterkeit, das „Dho rechts“ giebt zu einer wohlthätigen Blutwallung den Anlaß und der „lebhafteste Tumult im Centrum“ gewährt ihnen die Spannung, welche die müßigen Forscher auf der Gasse empfinden, wenn irgend ein dramatisch bewegter Straßentrawall sich im hellen Lichte der Deffentlichkeit abspielt.“